

Universitätsgottesdienst am 25.01.2015, 18:00 Uhr
Marienkirche Berlin, Alexanderplatz
Stud. theol. Hans-Ulrich Probst (Homiletisches Seminar)

Predigt zum Thema ‚GLAUBEN lernen‘

Predigttext: Lk 8, 4-15

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt.

„Was mir auf dem Herzen liegt ist, dass ihr alle daraus lernt. Ihr meine Geschichte nicht vergesst.“
Galina sitzt an dem schlecht schließenden Fenster ihrer Ein-Zimmer-Wohnung und lässt ihre Augen in die Ferne schweifen. Sie blickt auf die Rußschwaden, die aus dem Autowerk im Süden der Stadt Minsk ziehen. Doch welche Bilder stehen ihr gerade wirklich vor dem geistigen Auge? Sie berichtet mir aus einer Welt, die mir fern erscheint, ungreifbar, unvorstellbar: In der Nähe von Minsk geboren, die Familie nicht praktizierend jüdisch. Wenige Tage nach dem Einmarsch der Wehrmacht im Jahr 1941 wird in Minsk ein gesamter Stadtteil zum Ghetto umfunktioniert, von Stacheldraht umgeben. Der Vater flieht zur Roten Armee; gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester wird die knapp 17jährige Galina gezwungen alles aufzugeben. Was nun folgt ist die einzige Tortur: Immer wieder bricht sie ab, stehen ihr die Tränen in den Augen, wenn sie sich daran erinnert, wie sie von ihrer Schwester getrennt wurde; wenn sie vom Hungertod ihrer Mutter berichtet. Ihre Stimme bebt, wenn sie ihre nächtliche Flucht aus dem Ghetto schildert. In ihrem Leben wurden Furchen gezogen, die zwischen offener Wunde und fortwährender Vernarbung liegen. Sie spricht von dem knappen Überleben und dem Versuch ein neues Leben zu beginnen. Ein neues Leben mit kleinem Glück in Familie, als Sängerin aktiv im jüdischen Kulturverein in Minsk, eine geehrte Mitarbeiterin in jenem Autowerk.

Liebe Gemeinde,

die Gespräche vor fünf Jahren mit Galina, einer damals 83jährigen Shoüberlebenden, lassen mich bis heute nicht ruhen. Diese Geschichte hat ein Gesicht, sie ist eine Geschichte unter unzähligen. Wenige Tage vor dem 27. Januar, dem Gedenken an den 70. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, bewegt mich diese Erfahrung in besonderer Weise. Ja, die fremde Vergangenheit ragt in mein eigenes Dasein hinein. „Vergesst meine Geschichte nicht!“

Wir saßen uns damals dort an ihrem Tisch gegenüber, blickten uns in die Augen. Wir haben viel geteilt, haben so voneinander gelernt: Ich habe von ihr gelernt, weil wir uns gegenseitig Zeit

nahmen: wir aufeinander vertrauten. Und ich habe von ihr gelernt, weil wir trotz allem gemeinsam Freude hatten, lachten und uns viel gegenseitig fragten: wer unsere erste Liebe gewesen sei, wie wir diese und jene Musik fänden. Ich habe gerade von ihr und ihrer Geschichte gelernt: Da ist Vertrauen, ist Hoffnung in unserem Leben: Dass wir nicht alleine sind, dass nichts so bleiben muss, wie es ist.

Einem anderen Menschen gegenüber zu sitzen: Auch eine Gruppe von Frauen und Männern sitzt da Jesus von Nazareth gegenüber: Er erzählt eine Geschichte, ein Gleichnis.

Da geht ein Sämann aus, bestellt sein Feld und sieht eine gewisse Zeit später: manche der Samen sind nicht aufgegangen oder sind verwelkt, andere gedeihen und stehen im saftigen Grün. Das scheint recht simpel, alltäglich zu sein.

Doch: Die Jüngerinnen und Jünger Jesu spüren, dass sich noch mehr hinter dem Sämann und den Samen verbirgt. Da steckt mehr dahinter. Und sie machen, was nun die gesamte Situation verändern wird: sie fragen! Sie fragen ihren Rabbi, was das Gleichnis eigentlich bedeuten soll. Und die Frage lässt verstehen, warum sie als „Jünger“ bezeichnet werden. Sie sind Lernende, wie es wohl treffender als „Jünger“ heißen sollte. μαθητής im Griechischen ist der Lernende, der Schüler. Sie sind Lernende und fragen, weil sie Schwierigkeiten haben das Gleichnis so zu verstehen.

Nicht blinde Gefolgschaft, sondern kritische Nachfrage. Nichts ist also einfach „klar“ für diese Lernenden.

Und ich sehe uns da mit hineingenommen: wenn wir Teil der von Jesus ausgehenden Gemeinschaft der Lernenden sein wollen, werden wir ermuntert zu fragen. So wie einst die Jünger fragten.

Und die Frage ist eine Haltung und daher so bedeutsam: Nur wenn Menschen sich gegenseitig zuhören, aufeinander eingehen und sich gegenseitig erkennen wollen, kann die herzliche Begegnung entstehen.

Und vielleicht würde es uns als Lernenden gut tun, häufiger einfach zu fragen: Nicht sofort die richtige Antwort parat zu haben, sondern zu fragen. Nicht wegen der komplizierten Welt mutlos auf die eben gegebenen unveränderbaren Umstände zu blicken.

Jede Generation, jede und jeder Einzelne ist neu in die Aufgabe der Frage gerufen.

Und welche Erneuerung durch eine Frage entstehen kann, zeigt die Antwort Jesu: „Was bedeutet dieses Gleichnis?“ wird Jesus gefragt. Es folgt als Antwort seine neue Deutung. Diese Erneuerung befreit seine Jünger aus ihrem Unverständnis. Ihnen geht da was Neues auf: Die Botschaft des Gleichnisses eröffnet sich, wird für sie verständlicher: Jesus erklärt: Der Same ist das Wort Gottes; die Dornen der Reichtum und die irdischen Sorgen und Freuden; der fruchtbare Ackerboden ist ein gutes Herz – so die Auslegung Jesu als Antwort an die Jünger.

Doch der Prozess des Fragens hört und hört nicht auf. Mir scheint, wir bringen unsere Fragen an das Gleichnis und seine Auslegung heran. Diese Fragen kommen aus unserem Leben heraus. Was sind unsere Dornen? Wie schlägt mein Herz?

Wir sind nun selbst an der Reihe: Nicht einfach die Worte stehen lassen, sondern sie neu erklären und deuten.

Ich will das verdeutlichen:

Was sind für uns Dornen, wie es im Gleichnis heißt?

Den Blick auf andere Menschen zu verlieren, „sich selbst der Nächste zu sein“ - wie häufig bin ich davon geprägt, vielleicht sogar gefangen. Wie häufig schaue ich als Erstes auf mich selbst und mein eigenes Fortkommen? Das eigene Herz ist so nicht für andere Menschen, für andere Geschichten da, es ist verschlossen: Sich für den Besuch bei der erkrankten Bekannten wieder nicht die Zeit genommen zu haben; nicht in Ruhe sich auf das Gespräch einzulassen.

Es drängt eben doch so sehr, der Alltag ist voll, getrieben von der Angst zu versagen, nicht zu genügen. Wie schwer fällt es da doch: Die eigenen Pläne nur für einen Moment ruhen lassen zu können.

Diese Dornen im Leben entmutigen mich, sie lassen mich stocken, lähmen mich bisweilen.

Doch dabei muss es nicht bleiben - das Herz schlägt.

Trotz des Gefühls gefangen zu sein, eine andere Kraft zu erleben, die aus der Lähmung befreien kann. Einen Puls im Herzen zu verspüren. Erfahrungen zu machen, die uns mutig stimmen dürfen: Nach den Terrorattentaten von Paris an vielen Orten Menschen zu erleben, die für mehr Begegnung, für mehr Toleranz und Freiheit auf die Straße gingen. Sich nun nicht darauf einlassen, dass eben die Gewalt Teil des Islams sei und darauf eine deutliche Antwort notwendig sei.

Nicht der Gewalt das letzte Wort zu überlassen, sondern in gemeinsamer Trauer und Solidarität zusammenzustehen. Vielleicht erwächst ja aus dieser Gemeinschaft eine neue Sensibilität – im Herzen achtsamer zu sein, der Diskriminierung Einhalt zu gebieten. Das erfordert Mut.

Für diesen Mut braucht es ein offenes Herz. Das Herz ist dabei mehr als nur ein biologisches Organ; das Herz kann Raum für wachsende Hoffnung und lernendes Vertrauen sein. In unserem Herzen kann ein Ja stehen – ein Ja zum Leben. An das Leben zu glauben – zu spüren, dass es gut ist.

Und dieses Ja zum Leben – trotz aller Erfahrungen – kann anstiftend sein: Der mit seinem hundertfachen Ertrag zufriedene Sämann steht mir vor Augen; die Freude von Menschen über die großen und kleinen Dinge im Leben ist erlebbar, steckt mich an. Das erreicht das Herz.

Aber: wie passt das zu den grausamen Erfahrungen, die unzählige Menschen nun in Krieg und während der Shoa erlebten? Steht das nicht im Widerspruch zu diesem Ja zum Leben? Verbreitet ist doch mittlerweile die Auffassung: „Diese Geschichte zieht mich echt runter!“

Mir scheint, dass das Ja zum Leben durch diese Erfahrungen nicht in Frage gestellt werden muss:

Ja, mir steht die Lebensfreude Galinas vor Augen, ihre Begeisterung für Musik. Oder gibt es ein eindrücklicheres Ja zum Leben als von Schalom Ben-Chorin, der im Jahr 1942 schreibt: „Tausende zerstampft der Krieg, eine Welt vergeht. Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht.“

Da werden Menschen ermordet, verfolgt, ziehen in den todbringenden Krieg und Ben-Chorin schreibt: „Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht.“ Was für ein Bild der Hoffnung, dass nicht der Tod die Überhand gewinnen wird. Was für ein Ausdruck davon, dass die schrecklichsten menschlichen Erfahrungen nicht das Ende sind:

Immer wieder neu können wir den „Blütensieg des Lebens“ erleben.

Wir können aus menschlichen Abgründen, wenn sie uns wirklich zum Samen im Herzen werden, lernen: sie können uns in ein nicht ruhendes Ja zum Leben versetzen: sensibel und achtsam zu sein, wo ich Dornen erlebe; fragend Erneuerung anzustoßen; Begegnung zuzulassen; dem Frieden und der Gerechtigkeit Wurzeln zu geben.

Und dieses Ja, das mich nicht ruhig lässt, ist für mich ein Ausdruck dafür, dass Frucht im Herzen aufgehen kann, jeden Tag neu: dass wir Glauben schenken dürfen daran, dass die Welt nicht vergangen ist, sondern wir im guten Herzen in sie hineingerufen werden.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft bewahre eure Herzen in Christus Jesus. Amen.